Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 14 (1938)
Heft: 30

Artikel: Der grosse und der kleine Mann [Fortsetzung]
Autor: Heller, Alfred
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-754175

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 17.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der grosse und der kleine Mann

ROMAN VON ALFRED HELLER

9. Fortsetzung

Copyright 1938 by «Zürcher Illustrierte», Zürich

Sie unterbrach ihn ungeduldig. «Das sind keine Gründe, das sind Ausflüchte. Wenn diese unglaubliche Zumutung an mich ernst gemeint ist, dann dürfen Sie mir nicht mit so lächerlichem Zeug kommen. Sonst wäre jedes weitere Wort darüber zwecklos.»

Bolquist zögert, gibt sich endlich einen Ruck. «Was ich Ihnen gesagt habe, ist Wort für Wort richtig. Aber ich stelle nicht in Abrede, daß noch ein weiterer Umstand vorliegt, den ich bisher nicht erwähnte, weil er nicht so wesentlich ist. Wenn Sie solchen Wert darauf legen, ihn zu hören — bitte! Sie waren in Berlin mit Herrn Degener befreundet; er hat mir einmal in vorgerückter Stunde Andeutungen darüber gemacht — jeder Mann will sich mit seiner Eroberung irgendwie zeigen, das ist begreiflich, und jetzt, da ich Sie kenne, begreife ich es doppelt gut! Aber auch Sie werden begreifen, daß es nunmehr, so wie die Dinge jetzt liegen — ich meine, daß es für alle Beteiligten besser wäre, diese Vergangenheit der Gegenwart nicht gegenüber zu stellen. Es könnten daraus, ohne daß es irgendjemand beabsichtigt, überaus peinliche Situationen entstehen. — Schließlich ist Herr Degener Angestellter des Herrn Linström und . . .»

«. . . und möchte sein Schwiegersohn werden. Ich weiß nicht, ob Sie das sagen wollten, aber es ist doch der Kern der ganzen Sache.»

Bolquist sah sie an. «Auch das ist möglich», sagte er endlich langsam. «Und um meine Aufrichtigkeit auf die Spitze zu treiben: ich hoffe und wünsche sogar aus ganzem Herzen, daß diese Möglichkeit einmal Wirklichkeit werden möge. Allerdings — aber das gehört nicht hieher . . .»

«Das Ganze gehört nicht hieher, mein lieber Herr Bolquist! Ihre Stellung als Privatsekretär in allen Ehren, aber ich denke, es zählt nicht zu Ihren Pflichten, sittliche Weltordnung zu spielen. Sie überschätzen da Ihren Wirkungskreis doch recht erheblich! — Und damit Sie Bescheid wissen: ob ich Degener gekannt habe oder nicht, ob ich ihn kenne oder nicht, ob er seinen Goldfisch — Paradiesvogel wäre angesichts der spärlichen Reize dieser Dame wohl zu viel gesagt! — einfängt oder nicht, ich habe durchaus nicht die Absicht, deshalb abzureisen. Schließlich ist sich jeder selbst der Nächste.»

Bolquist hört aufmerksam zu — hört vielleicht mehr, als zu hören ist. Er wird unruhig, beginnt zu trippeln. — «Sich selbst der Nächste» — wie hat sie das gemeint? — Nein, das ist doch gar nicht mißzuverstehen! — Nun, auch diese Möglichkeit hat er sich schon zurechtgelegt. Ueberwältigend ist es ja nicht, was er ihr bieten kann, aber immerhin — wenn man bedenkt, so aus dem blauen Himmel herab, nur dafür, daß man das Hotel wechselt und nach Cortina oder Madonna di Campiglio hinüberfährt — dafür ist es eigentlich reichlich genug!

Und dann nimmt er sozusagen die Kandare zwischen die Zähne und macht nicht mehr viel Umstände. So und so viel — wenn sie damit einverstanden sei, schreibe er den Scheck sogleich aus, und die Sache sei erledigt.

«Ist das Ihr Ernst?» frägt Lieselore und hat plötzlich rote Flecken in ihrem Apfelblütengesicht.

«Ehrenwort!» bekräftigt Bolquist.

«Lassen Sie die Ehre lieber weg! — Also so viel will Degener es sich kosten lassen, um mich los zu werden. Sehr hübsch!»

Bolquist hat das Gefühl, als stürze er im Flugzeug durch einen Luftsack reißend schnell zur Erde. «Degener — ?» stammelt er. «Aber wieso denn? Was fällt Ihnen ein? Degener hat damit gar nichts zu tun. Das ist mein persönlicher Vorschlag.»

«Selbst wenn es so wäre, hätten Sie wahrlich keine Ursache, sich darauf etwas einzubilden!» meint Lieselore — jetzt ist sie wieder ganz Lieselore. «Sagen Sie Ihrem lieben Freund Degener — oder nein, ich werde das gelegentlich schon selbst besorgen! Es war mir durchaus kein Vergnügen, Sie Panoptikumsfigur, Sie traurige!» —. —

*

Groß und sternfunkelnd steht die Nacht über dem Paß. Oben der unbestimmte Schein gezackter, schemenhafter Felsgrate, unten die tiefen Schatten der leise atmenden Hochwälder. In der silbrigen Luft schwingt der schwere Heuduft einer gemähten Bergwiese. Von irgendwo, irgendwohin das Rauschen zu Tal stürzender Wässer.

Das große Hotel aber weiß nichts um den Zauber dieser Julinacht. In seinem Inneren braust ein Schwall von Musik, von Lärm und Lachen; ab und zu, wenn die Drehtüren kreisen, schlägt die trübe Brandung auf die hellerleuchteten Vorplätze hinaus, dringt bis zu dem finster schweigenden Waldsaum, der diese helle und tönende Insel wie ein starrendes, feindliches Heer umdroht.

An ein paar zusammengerückten Tischen hat sich eine bunte Gesellschaft zusammengefunden. Da ist Caranja, der große spanische Minenbesitzer, für den Tag und Nacht Zahllose in der Hölle der asturischen Bergwerke mit wild verbitterten Herzen und harten Fäusten fronen; sein lautes, scharfes Französisch und sein kahler Zitronenschädel beherrschen die Runde.

Sein Gegenpol am anderen Ende der Tafel ist Sergei Kalinin; er lächelt immer, spricht wenig und hört dafür alles.

Da ist ferner Tobitsch, der berühmte Theaterunternehmer, der Mann mit der sichersten Nase von Europa, dem noch keine Revue danebengegangen ist.

Ihm gegenüber sitzt Conte Gialdini, dessen hochmütiges, schönes Erzgesicht immer dem Eingang zugewandt ist, als erwarte er noch irgendwen, und von dem jedermann das mehr oder minder bestimmte Gefühl hat, er passe nicht zu dieser Gesellschaft — oder sie nicht zu ihm.

Da sieht man ferner zwischen Direktor Morins und dem jungen van Zeelingen die quecksilbrige Miss Mabel Boswell, die es sogar zustande bringt, Caranjas durchdringendes Organ zu übertrumpfen.

Und da ist schließlich auch noch — sie sitzt zwischen dem Theatermann und dem Russen — jene Frau, von der man augenblicklich im ganzen Hotel am meisten spricht: da ist Lieselore von Rentzin, der neue Stern des Hauses, dessen Glanz durch das leise Raunen und Wispern, das immer um sie ist, keineswegs leidet.

Sie vergräbt ihr Gesicht in den Riesenstrauß dunkler Rosen, der vor ihr steht, und hört auf das, was Tobitsch, durch diese duftende Maske begünstigt, ihr zuflüstert: «. . . nein, das gewiß nicht! Ich glaube vielmehr Sie ganz richtig einzuschätzen, verehrte gnädige Frau. Das bürgerliche Klima ist nichts für Sie; viel zu wenig Sauerstoff und dafür zu viel Stickstoff! Und ich will noch nie ein Theater geführt haben, wenn Sie im Grunde nicht auch so denken. Sie können sich doch bestimmt auch etwas besseres vorstellen, als sich immerzu von diesem lebendigen Hotelinventar begaffen zu lassen. Ich nehme sogar an, daß Ihr Ehrgeiz höher geht, als — hm — die besondere Aufmerksamkeit und Bewunderung eines Herrn Axel Linström zu erregen, obwohl das immerhin nicht wenig ist . . .» Er verhält einen Augenblick und empfängt einen halb empörten, halb zustimmenden Blick der Dame, neigt sich noch näher; seine Stimme vermengt sich mit den schmachtenden Klängen des Tangos, den die Rotfräcke auf dem Musikpodium eben spielen. «Sie haben doch alle Voraussetzungen zum Erfolg, ein Geschöpf wie Sie, sprühend von Rasse, Temperament, Scharm — aber was rede ich da! Das wissen Sie doch alles ohnehin. — Nur eines fehlt Ihnen: die Hand, die Ihnen die Tür öffnet. — Und diese Hand ist ausgestreckt, wartet nur . . .»

«Und was kostet das?» frägt Lieselore und blinzelt an den Rosen vorbei; vielleicht gilt es dem schönen Conte, vielleicht auch dem jungen van Zeelingen, dessen Augen von ihr nicht loskönnen.

«Was das kostet? — Nebenbei bemerkt, finde ich auch diese erfrischende Sachlichkeit entzückend! — das kostet lächerlich wenig. Und . . .» — seine Stimme schwimmt plötzlich in einer dicken Brühe fetter Vertraulichkeit — «. . . und selbst dieser winzige Preis ist, wie ich Ihnen versichern kann, nicht jeden Reizes bar.»

Lieselore lacht auf, schiebt seine Hand zurück, jene Hand, die «ausgestreckt wartet», und greift nach ihrem Glas. «Ich gebe zu, daß das verlockend ist, aber das Geschäft kommt mir trotzdem nicht ganz richtig vor. Sie wollen meine Beine für irgend eine Ihrer Revuen haben und damit Geld verdienen, das ist doch der Kern der ganzen Sache. Schön. Aber daß ich dafür noch bezahlen soll? — Wir werden uns das also noch sehr gut überlegen, mein lieber Herr Tobitsch. — Auf Ihre Tüchtigkeit!» Sie trinkt ihm lachend zu.

Kalinin füllt augenblicklich nach, neigt sich zu ihr. «Ausgezeichnet! Ein kluger Mann baut Brücken — und eine schöne Frau bricht sie nicht ab. — Darf ich? — Aus tiefster Bewunderung: Ihr ganz besonderes Wohl!»

Sie gibt ihm übermütig Bescheid. «Ich weiß, Sie wollen mir einen Schwips anzüchten. Aber erstens ist das nicht so leicht; zweitens: warum nicht? — Und drittens habe ich ihn ja schon. — Sehen Sie nur, was für eine Leichenbittermiene dieser Privat-Bolquist dort drüben schneidet!»

Aber bevor Kalinin das noch bestätigen kann, ist der junge Zeelingen plötzlich da, verbeugt sich — auch er hat sichtlich schon geladen — und erklärt, daß er jetzt unbedingt diesen Tanz mit ihr haben müsse.

Nun — wenn er muß — da kann man nichts dagegen!

Miß Boswell starrt ihr feindselig nach. «Was für Giraffenbeine!» sagt sie und denkt dabei an ihre eigenen, wesentlich kürzeren. «Man weiß wirklich nicht mehr, was den Männern gefällt!»

Morins lächelt verbindlich. «Wenn nur die Männer es wissen — und wir wissen es!»

Miß Mabel nimmt es für ein Kompliment und begleicht es mit entsprechenden Augen.

Aber Direktor Morins sieht nur das leichte, zustimmende Nicken Kalinins, das seine eigenen Gedanken bestätigt: die Person ist zweifellos ihr Geld wert! — Und sie meinen beide nicht die schon ziemlich außer Rand und Band geratene Miß Boswell, sondern Lieselore von Rentzin, eigentlich Hanemann.

Da steht Bolquist auf, schiebt sich zwischen den Tischen durch den Saal; man kann deutlich von seinem Gesicht ablesen, daß ihn irgendwie innere Unruhe erfüllt.

Wieder begegnen sich die Blicke der beiden Herren, und auch diesmal verstehen sie sich: es scheint ihm nicht ganz wohl zumute zu sein, dem guten «Privat-Bolquist»! Sollte er am Ende . . . ?

Aber da ist Lieselore wieder, blühend, strahlend, erhitzt.

Tobitsch wendet sich an sie. «Nun, und ich — ?»

«Später, später! Jetzt . . .» Sie greift nach dem vollen Kelch, den ihr Kalinin reicht. «Komisch, je mehr ich trinke, desto durstiger werde ich. Und je durstiger ich bin, desto mehr trinke ich!»

Kalinin erklärt das mit eiserner Stirn für ein reizendes Bonmot und fügt, ungefähr auf der gleichen Ebene bleibend, hinzu, daß ihr beschwingtes, gesteigertes Lebensgefühl wohl weniger auf den Wein als auf die allgemeine Bewunderung zurückzuführen sei, deren Fluidum sie sich ebenso wenig entziehen könne wie alle übrigen . . .

(Fortsetzung Seite 904)

Er unterbrach sich, denn eben kam ein junger Mensch auf ihn zu und flüsterte ihm ein paar Worte zu.

Und dann erhebt sich Herr Kalinin, klopft an sein Glas.

«Meine Herrschaften! Ich habe mir erlaubt, für Sie draußen eine kleine Ueberraschung vorzubereiten. Hoffentlich fügt sie sich glücklich in die Stimmung dieses schönen Abends. Darf ich also bitten, die Sitzung hier für einige Minuten zu unterbrechen und mir zu folgen?»

Lachen, Zustimmung, da und dort auch ein wenig Widerspruch. Aber dann findet sich doch niemand, der zurückbliebe, als er mit Lieselore voran geht. Auch von den übrigen Tischen schließt sich fast alles mit Hallo an. Der Schwarm strömt durch die Halle, ergießt sich — man hat die sonst geschlossenen großen Flügeltüren geöffnet — ins Freie auf den Vorplatz.

«Los!» sagt Kalinin und gibt irgendeinem Hilfsgeist ein Zeichen.

Die Außenbeleuchtung erlischt mit einem Schlag.

Juli

VON HANS ROELLI

Der rote Mohn flammt in den hohen Ähren.
Der Kuckuck ruft herüber aus den Wäldern.
Die Luft steht zitternd in gefurchten Feldern —
Es duftet süß nach Rosen und nach Beeren.

Im Giebelschlage girrt die blaue Taube.
Ein Springbrunn plätschert im verschlaf'nen Garten —
Am schönsten ist es, in der kühlen Laube
Den goldnen Abend ruhend zu erwarten.

Und spät im Glanz der Sterne hinzugehn
Und die erblaßte Welt zu meinen Füßen,
Den fernen Wald im leisen Windeswehn —
Erinnerungen, zarteste, zu grüßen.

Aber im nächsten Augenblick prasselt das vorbereitete Feuerwerk los. Es ist nicht sehr anspruchsvoll: ein Dutzend knatternde Feuerräder mit sprühenden Sternenkreiseln, und hinter und neben ihnen bengalische Flammengarben. Und dann zischen Raketen hoch, zerplatzen mit leichtem baff-baff, und senden einen Regen leuchtender Sterne herab, die den ganzen Platz mit grellem Licht überschütten.

Und in dem allgemeinen Ah und Oh rollt eben Phoebe Linströms kleiner grauer Sportwagen über den Kies und hält knapp vor dem aufmarschierten Publikum. — Das Ganze ist so geschickt arrangiert, daß man auf einen Zufall schwören muß, oder so zufällig, daß man an eine meisterhafte Regie glauben müßte . . .

Kalinin entscheidet sich für den Zufall, denn er wendet sich an Frau von Rentzin «Sehen Sie nur, wer da kommt: unser erlauchtes Paar! Was für ein glückliches Zusammentreffen!»

«Baff» macht wieder eine Rakete und schüttet abermals eine ganze Hagelwolke leuchtender Magnesiumsterne herab. So grell ist das Licht, daß alle Gesichter wie verzerrt aussehen. Auch das eben noch so strahlende Antlitz Lieselores ähnelt jetzt mehr einer Medusenfratze. Vorgebeugt steht sie da und starrt auf die beiden, auf das «erlauchte Paar» . . .

Und eben da sagt eine Stimme dicht an ihrem Ohr: «Machen Sie doch Platz, damit die Herrschaften nicht gehindert sind! Geben Sie doch den Weg frei! — Es dürfte ja doch nichts anderes übrig bleiben! . . .»

— Was soll sie . . .? — Den Weg frei . . .? — Damit die da . . .? —

Da ist die Stimme wieder: «Zwar — es soll schon vorgekommen sein, daß andere in einer ähnlichen Lage den Mut aufgebracht haben, das Nötige zu sagen, — aber das ist eben individuell . . .»

Lieselore ist betrunken. Vom Wein, von ihrem Glück und Erfolg. Und nun, da auch nun noch ihr Haß und ihre Eifersucht hinzukommen, verliert sie alle Besinnung. Sie tritt rasch drei Schritte vor und pflanzt sich vor Phoebe Linström und Degener auf, die eben den Wagen verlassen haben.

Gialdini — er spürt wohl, was da kommt — sagt halblaut in die plötzliche Stille: «Aber das geht doch nicht, man muß . . .» Er will vor, um Lieselore zurückzuholen, aber da schiebt sich, ganz zufällig, Kalinins Rücken dazwischen, verstellt ihm den Weg.

Und da hört man schon Lieselores Stimme. Ueberspitzt und ein wenig heiser vor Aufregung, klingt sie wie aus einem Lautsprecher.

«Schönen guten Abend, Fräulein! Servus Horst! — Hoffentlich habt Ihr Euch nicht gelangweilt? — Sie brauchen nicht erschrecken, Fräulein Linström: ich habe keineswegs die Absicht, Ihnen Herrn Degener wegzunehmen, und wenn ich auch zehnmal mehr Anrecht auf ihn habe als Sie. — Ich habe zwar keine Millionen, aber ich bin trotzdem nicht kleinlich. — Behalten Sie ihn ruhig bis auf Widerruf, vorausgesetzt, daß er nicht schon selbst früher von diesem Idyll genug bekommt . . .»

— «Wirklich, ungemein effektvoll!» sagt jemand, und es ist ungewiß, ob das Feuerwerk oder Lieselore damit gemeint ist.

Phoebe steht wie eine Statue neben Degener. Man kann nicht ausnehmen, was in ihrem Gesicht vorgeht, denn die letzte Rakete ist schon verpufft und alles liegt im Dunkel.

Aber jetzt — Degener fühlt, wie sich ihre Erstarrung löst — «Laß' mich!» sagt er und will auf Lieselore zu.

Doch die ist plötzlich in dem Knäuel verschwunden; irgendwer hat sie zurückgezogen. Alles drängt vor, ballt sich zusammen.

Phoebe steht noch immer. Degener berührt ihren Arm. «Komm' — ich werde dir drinnen alles erklären. Es ist . . .»

Aber sie weist seine Hand mit einer sanften Bewegung ab.

«Früher —», sagt sie leise und es klingt beinahe zärtlich. «Früher hättest du es mir sagen müssen, mir alles sagen können. Jetzt ist es nicht mehr nötig. — Ich möchte lieber allein hinein.»

Und dann geht sie ruhig durch die schmale Gasse, die sich vor ihr öffnet, tritt durch die Flügeltür in die lichte Halle.

Da kommt eben der Unglücksmann Bolquist — irgend ein verworrenes Gerücht hat ihn vor einer Minute erreicht — sieht sie, stürzt auf sie zu. «Da sind Sie ja, Gottseidank! Ich . . .» Er gewahrt ihr Gesicht, reißt ab. «Ja, was ist denn geschehen? Wohin wollen Sie denn?»

«Zu Dad», sagt Phoebe nur, geht weiter und beginnt die Treppe hinaufzusteigen. In der engen Aufzugskammer müßte sie jetzt ersticken . . .

Bolquist sieht ihr ratlos nach. Zu Linström geht sie? Jetzt? Warum? Was ist denn geschehen?

Die Leute strömen in die Halle. Was für ein aufgeregtes Durcheinander! — Er wendet sich an das erste bekannte Gesicht.

«Was, Sie wissen nichts? . . . Nicht dabei gewesen? . . . Ein beispielloser Auftritt! Einfach skandalös! . . . Ja, ja, ich erzähle ja schon! Seien Sie doch nicht so ungeduldig. Ich weiß gar nicht, wie es eigentlich begonnen hat. Ich stand gleich hinter Frau von Rentzin. Oder eigentlich neben ihr, meine ich. Und da kam Fräulein Linström von ihrem Wagen her auf uns zu, und da, in der nächsten Sekunde fuhren die beiden schon aufeinander los und . . .»

Bolquist hört gar nicht mehr hin. — Phoebe und Lieselore! — Was er immer gefürchtet hat! — Und dann stürzt er schon, so rasch ihn seine lächerlichen Beine tragen, zum Aufzug. Denkt dabei: ich muß es verhüten — sie darf nicht mit Linström sprechen — es darf darüber zu keinem Bruch zwischen Vater und Tochter kommen! — —Wie es Phoebe nun erfahren hat? — Wie! Wie! Wo doch das ganze Hotel davon spricht, von nichts anderem spricht! — «Linström und Frau von Rentzin!» Und nun hat Phoebe sie gestellt . . .!

In dem Kurzschluß seiner Gedanken ist gar kein Platz für irgend eine andere, ruhige Ueberlegung. — Er muß ihr zuvorkommen! . . .

Der Aufzug hält. Bolquist läuft den Gang hinab. Da vorn ist Phoebe, nur mehr wenige Schritte von Linströms Tür entfernt.

Auf seinen Ruf wendet sie sich um, wartet. Er hastet herbei, erreicht sie atemlos. «Ich muß Sie sprechen. Hören Sie doch . . .»

Und dann stockt er, sucht nach Worten.

«Ja?» sagt Phoebe geduldig. «Was wollen Sie mir sagen?»

Bolquist schiebt sich vor die Tür, setzt wiederum an. «Phoebe, Sie wissen, daß ich Sie gekannt habe, als Sie noch mit Puppen spielten. Und die Dagmar, die braune mit den ungleichen Augen, die haben Sie sogar von mir bekommen; ich glaube, es war Ihre Lieblingspuppe. — Sie wissen auch, was Sie mir immer bedeuteten, und wie ich es meine . . .»

«Ja, gewiß!» sagt Phoebe noch geduldiger. «Das weiß ich alles. Und die Dagmar habe ich noch immer, in Rickeby draußen. Aber weshalb sagen Sie mir das alles?»

«Weil — ich habe eben, vor einer Minute, gehört, daß Sie mit Frau von Rentzin . . . ja, und deshalb bitte und beschwöre ich Sie nun: gehen Sie jetzt nicht hinein zu ihm! — Ich weiß, wie Sie darüber denken und denken müssen. Aber andererseits — Sie können das nicht so verstehen. Ihr Vater ist ein Mann, ein Mann von Fünfzig. Da ist das Blut noch nicht stumpf, aber man merkt schon deutlich, wie die Schatten tiefer und dunkler werden, und weiß, daß das Sandglas sich leert. Man hat nicht mehr viel Zeit vor sich. Das müssen Sie bedenken! Und es hängt so viel an ihm, drückt auf ihn, das wissen Sie doch! Und auch, daß er sehr einsam ist. — Und deshalb dürfen Sie es ihm auch nicht verübeln, wenn er nicht immer allein bleiben will. — Denken Sie an Ihre Puppe Dagmar und lassen Sie ihm die seine! Denn es ist nicht mehr als eine Art Puppe! — Ich gebe ja zu, daß gerade Frau von Rentzin nicht . . .»

Phoebe packt mit hartem Griff seinen Arm. «Was sagen Sie da? Frau von Rentzin ist Vaters . . . Ach so, natürlich, ich weiß ja . . . Deshalb wollte ich ja . . .» Und plötzlich wird ihre Hand ganz leicht; wie ein kleiner, scheuer, heller Vogel liegt sie auf seinem schwarzen Smokingärmel, löst sich endlich wieder von ihm.

«Sie haben recht», sagt sie leise. «Ich will sie ihm nicht nehmen. Und ich weiß auch, daß Sie es gut gemeint haben, lieber Bolquist, und danke Ihnen. Leben Sie wohl — gute Nacht!» Und geht.

Bolquist atmet auf, wischt sich den Schweiß von der Stirn. Und jetzt? Soll er heute noch? — Nein, alles weitere morgen! — Zudem ist er ja völlig im unklaren, was dieses «weitere» ist und was er eigentlich morgen soll . . .! — —

*

Zwei kleine Koffer hat Phoebe gepackt, nur das Nötigste. Alles übrige läßt sie zurück. Und dann setzt sie sich hin und schreibt den Brief an ihren Vater; er ist so furchtbar schwer zu schreiben, obwohl doch alles so klar und selbstverständlich ist!

Und dann, als auch das endlich getan ist, überlegt sie noch einmal: — Horst —? Nein, hier ist nichts weiter mehr zu schreiben und zu reden. Das erledigt sich von selbst, ist bereits erledigt.

Halb vier. Jetzt könnte sie ihre beiden kleinen Koffer hinabtragen, sich in ihren Wagen setzen und losfahren — aber dieser Wagen gehört eben auch zu den Dingen, die sie zurückläßt wie alles übrige, wie die ganze frühere Phoebe Linström.

In ihrem Reisekostüm sitzt sie in der Kühle des offenen Fensters und wartet. Langsam verdichten sich die wesenlosen Schatten der Latemarfelsen zu bleicher Wirklichkeit, zeichnen ihren Zackengrat immer deutlicher in einen glasig grünen Morgenhimmel. Langsam tönen sie sich im zartesten Pastellrosa — leuchten auf — und dann stehen die Wände schon im breiten, goldgelben Licht, während alles zu ihren Füßen noch im Dunkel lastet . . .

Zehn vor sechs. In einer Viertelstunde geht der erste Autobus zum Frühschnellzug nach Bozen. Sie nimmt die beiden Köfferchen, verläßt das Zimmer. Auf dem Tische liegt der Brief: Herrn Axel Linström. — — —

*

Linström hielt wieder einmal in seinem Hin- und Herwandern inne, sah nach dem Brief hinüber. Sein erster Impuls, als er ihn gelesen hatte, war der gewesen, ihr in seinem schweren Wagen nachzujagen und sie zurück zu holen — oder auch mit ihr weiter zu fahren. Aber er hatte den Gedanken noch im gleichen Augenblicke verworfen. Es wäre zwecklos gewesen. Er kannte sie doch! . . .

Er schielte abermals nach dem Brief hinüber. — Was da von einem «inneren Widerstreit» zu lesen war — Was für ein Widerstreit? Meinte sie die Sache mit Lieselore? Meinte sie Degener? — der nur den letzten Anstoß zur Durchführung eines schon lange gereiften Entschlusses gegeben habe, sich ihr weiteres Leben frei und ganz aus sich selbst aufzubauen; das war selbstverständlich überspannter Unsinn, war nicht einmal originell, nur grenzenlos naiv. Nein, diese Stilübung einer sehr verwöhnten und eigenwilligen jungen Dame, die vom Leben höchst einseitige und unklare Begriffe hatte, war wirklich nicht weiter ernst zu nehmen. — Aber, daß sie wirklich gegangen war, mit einer Handvoll Kleider und Wäsche in zwei kleinen Handkoffern, die bisher nicht einmal ihrer Jungfer genügt hätten, mit ein paar kleinen Geldnoten in ihrem gesamten Besitz — das war Phoebe Linström! Sie schrieb eben nicht nur, sie machte ernst, ging aufs Ganze. Und darüber empfand er beinahe etwas wie Stolz.

Stolz? — Nein, er hatte wohl keinerlei Veranlassung, etwas derartiges zu empfinden! Denn — sie wolle nur behalten, was wirklich ihr gehöre, das hatte sie auch geschrieben; und das konnte nun gewiß auch nichts weiter als so eine großartige, berauschende Redensart sein. Aber — vielleicht war es doch mehr! Vielleicht wollte sie damit doch etwas Bestimmtes, etwas Anderes sagen, wie? —

Vielleicht meinte sie damit, daß sein Besitz rechtens gar nicht mehr der seine sei . . . Und das war — das war nicht vielleicht, das war bestimmt nicht mehr lächerlich. Denn wenn man wollte, konnte man die Dinge auch so ansehen. — Und hatte nicht auch Evelyn den gleichen Gedanken gehabt? Zweifellos. Sie hatte nur andere Folgerungen daraus gezogen.

Und er selbst? Welche Folgerungen zog er selbst daraus? Seine eigene Familie glaubte nicht mehr an ihn, und er — was tat er? Brachte er endlich den Entschluß zustande, stellte er sich jetzt auch auf eigene Füße und ging seinen eigenen Weg, so wie Phoebe es ihm vorgezeigt hatte, Phoebe — die seinen Namen und sein Blut in den Adern trug. Wagte er nun auch die Tat und setzte alles auf die einzige Karte, die ihm noch geblieben war? — Gewiß, es war ein anderer Weg als der, den Phoebe gehen wollte; er war dunkler, gefährlicher — und an seinem Ende standen zwei Möglichkeiten. Aber die eine von diesen beiden war doch Erfolg und Rettung. Und dann gewann er sich auch Phoebe wieder zurück! Ja so war es! — Sie mußten jetzt gesondert gehen, bis es sich entschieden hatte. Und das hatte sie wohl auch instinktmäßig gefühlt, daß sie ihn jetzt auf diesem Wege nicht begleiten konnte, den er gehen mußte.

Mußte? — Ja, nun war er entschlossen. Es war entschieden. — —

*

«O Sie, Herr Degener! Das trifft sich ja ausgezeichnet!» Linström erhob sich von seinem Schreibtisch, kam ihm entgegen. «Ich wollte Sie eben anrufen und bitten, mich aufzusuchen.»

«Ich nehme an, daß es sich dabei um die gleiche Angelegenheit handelt, die mich zu Ihnen führt — um die gleiche private Angelegenheit.»

«Privat? — Aber nehmen Sie doch Platz! — Welche private Angelegenheit meinen Sie?»

«Ich meine die Abreise Ihrer Tochter. — Ich muß leider annehmen, daß die Gründe, die Fräulein Phoebe zu diesem plötzlichen Entschluß veranlaßten, mit meiner Person zusammenhängen, und ich muß Ihnen daher . . .»

Linström hob abwehrend die Hand. «Ich meine, das ist eine Sache, die Sie nur mit meiner Tochter auszumachen haben. Phoebe ist im Vorjahr großjährig erklärt worden, und sie ist es nicht nur in amtlichem Sinne. Daß sie genau weiß, was sie will und auch darnach handelt, haben wir ja gesehen. Es wäre daher wohl zwecklos, wenn wir uns darüber unterhalten wollten. Zudem bin ich der Ueberzeugung, daß Ihre Person bei den Entschließungen meiner Tochter keineswegs eine so maßgebende Rolle gespielt hat, wie Sie anzunehmen scheinen. — Ich halte damit dieses Thema, soweit es für eine Erörterung zwischen uns in Frage kommt, für erschöpft. Darf ich nun zu meiner Sache übergehen? — Zunächst möchte ich Sie in Kenntnis setzen, daß ich mich entschlossen habe, alle russischen Vorschläge und Kombinationen fallen zu lassen. Diesmal endgültig.

Wie ich vorhin hörte, hat Herr Kalinin auf Grund dieser Entscheidung bereits seine Hotelrechnung bezahlt und wird in den nächsten Stunden das Hotel verlassen. — Ich nehme an, daß Sie hierüber eine gewisse Genugtuung empfinden werden.»

«Dieser Ausdruck ist wohl viel zu schwach, Herr Linström! Sie wissen ja, daß ich diesen Entschluß für die unerläßliche Voraussetzung für jede weitere Anstrengung ansehe, die Krise zu überwinden. Sie wissen auch, in welcher Richtung diese Anstrengungen meiner Ueberzeugung nach anzusetzen wären, um . . .»

«Ja, ich weiß. Darüber will ich eben mit Ihnen sprechen. Ich sagte Ihnen schon seinerzeit, daß ich Ihre Vorschläge für sehr beachtenswert ansehe, aber ich machte schon damals auch kein Hehl aus meinen Vorbehalten und Bedenken. Ich erklärte Ihnen, daß ich alles gründlich überlegen wolle — und das habe ich auch getan.

Aber — ich konnte mich nicht dazu entschließen, mein eigenes Werk mit eigener Hand zu verstümmeln, solange ich noch irgendeine andere Möglichkeit sehe. Und ich sehe eine solche Möglichkeit, wenn sie auch — ich will das offen zugeben — in ihrem Ausgange offen und unbestimmt ist. — Ich hoffe, daß diese Entscheidung unsere persönlichen und dienstlichen Beziehungen in keiner Weise berührt und daß Sie meinem Unternehmen erhalten bleiben, hoffe es um so mehr, als ich mich ja leider auch entschließen mußte, das Dienstverhältnis Direktor Morins' mit sofortiger Wirksamkeit zu lösen und . . .»

«Wie — Sie haben Morins entlassen?»

«Er hat in dieser ganzen Frage eine so einseitige Stellung eingenommen, daß ich wohl nicht anders konnte. — Es wäre aussichtslos, auf Tod und Leben zu kämpfen, wenn man den Rücken nicht frei hat! — Bei Ihnen ist das ganz anders. Auch Sie sind wohl grundsätzlich anderer Anschauung als ich, aber ich würde Ihnen trotzdem unbedenklich wichtigste Interessen anvertrauen. Ja es wäre mir sogar eine starke Beruhigung, Sie an Morins Stelle in Stockholm zu wissen. Ich werde nämlich längere Zeit abwesend sein müssen. Wie stellen Sie sich dazu?»

Degener suchte nach Worten. Er konnte sich nicht helfen: er wußte, er fühlte es mit jeder Faser, daß dieser Mann sich eben anschickte, ein gefährliches Vabanque-Spiel zu spielen, — und trotzdem — er fühlte gleichzeitig etwas wie Bewunderung für ihn! Und auch etwas wie — nein, Mitgefühl war nicht das richtige Wort; es war mehr eine Art Gemeinschaftsgefühl . . .! — Aber wie und was es auch immer sein mochte: er konnte nicht. Er konnte nicht mit freiem Willen, mit vollem Bewußtsein einen Weg mitgehen, den er als falsch und verderblich erkannt hatte . . .

«Ich wünsche Ihnen von ganzem Herzen Erfolg», sagte er endlich. «Aber was mich anbelangt, so muß ich Sie bitten, mich freizugeben.»

«Vielleicht wollen Sie das noch überlegen, wie?»

Degener schüttelte den Kopf. «Das ist ebenso endgültig wie Ihr eigener Entschluß, Herr Linström!»

Der große Mann neigte ein wenig den Kopf. «Schade — !» sagte er leise. «Aber ich kann Sie nicht dafür tadeln, daß Sie ebenso handeln wie ich selbst — und auch wie Phoebe. — Ich kann Sie auch nicht halten.» Und dann straffte er sich wieder und seine Stimme klang wieder so unpersönlich und verbindlich wie immer: «Und wie wollen Sie es nun halten? Sie sind ja, so viel ich weiß, nach Abschluß Ihrer Reise noch mit keiner neuen Aufgabe belastet worden, und ich wäre daher auch nicht berechtigt, mich dagegen zu wehren, wenn Sie Ihre Freizügigkeit sogleich zurückerhalten wollen. — Ich selbst reise morgen ab.»

«Ich werde von Ihrem Entgegenkommen Gebrauch machen und möchte mich sogleich verabschieden.»

«Ich werde das Nötige durch Bolquist veranlassen. — Also dann . . .»

Degener nahm die Hand, die sich ihm entgegenstreckte. Er mußte sich anstrengen, um der Bewegung Herr zu werden, die ihn plötzlich zu übermannen drohte. «Ich fürchte . . . ich glaube, Sie werden mich für undankbar halten, Herr Linström. Aber ich . . . ich . . .»

Linström fiel ihm ins Wort. «Mein lieber Degener, es steht noch keineswegs fest, ob Dankbarkeit eine Tugend ist. Auf jeden Fall schulde ich Ihnen davon ebensoviel, wie Sie mir. — Sehen wir lieber vorwärts! Ich denke, wir haben beide das nötiger! — Und nun wollen wir noch sagen: auf Wiedersehen!» — —

(Fortsetzung folgt)

Ich bin auf der Erde um Ihre Haut zu kräftigen!

Darum wäre es schade, wenn Sie nicht Gebrauch davon machten!-. Versäumen Sie nicht Ihre Haut mit Nivea zu kräftigen bevor Sie Ihren Körper der Sonne aussetzen. Nivea vermindert die Gefahr des Sonnenbrandes, Ihre Haut bräunt schneller und gleichmässig. Aber vergessen Sie nicht: Nur Nivea enthält Eucerit, das Kräftigungsmittel für die Haut.

SCHWEIZER FABRIKAT

NIVEA-CREME Fr. 0.50 — 2.40. NIVEA-ÖL Fr. 1.75 u. 2.75. NIVEA-NUSSÖL (braun) Fr. 1.50 u. 2.25. Pilot A. G., Basel.